

Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

N^o 263.

(II. Jahrg.) Freitag, den 4. November.

1831.

Taschenbücher für das Jahr 1832.

2.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für das Jahr 1832. Herausgegeben von Fr. Kind. Mit 6 trefflichen Stahlstichen nach Originalgemälden. Leipzig bei C. H. F. Hartmann. 2 Thlr. 6 gr.

Wir freuen uns, von diesem Taschenbuche mit seinem bescheidenen Titel recht viel Gutes sagen zu können. Es steht in der Reihe der in diesem Jahre erschienenen Almanache hoch oben an und eignet sich vermöge seines äußerst geschmackvollen und feinen Aeußeren ganz besonders dazu, als Beweis der Liebe und Freundschaft überreicht oder übersendet zu werden. Auf die künstlerische Ausschmückung ist von Seiten der Verlags-handlung sehr viel verwendet worden, und gewiß wird das Auge jedes Kunstkenner's und Kunstliebhabers von den so niedlichen und reinlichen Stahlstichen zu oft wiederholter Beschauung veranlaßt werden. Und wessen Geschmacke denn auch die fünf Gedichte („als metrische Einleitung zu den Stahlstichen“) von dem durch seine Gelegenheits- und andere Dichtungen nicht unrühmlich bekannten jungen Dichter Ernst Ortlepp hier und da nicht recht zusagen wollen, der wird sicherlich in seinem eigenen Gefühl und in seiner eigenen Phantasie die rechte und vollständige Erläuterung alles dessen finden, was der Grabstichel des Künstlers zu versinnlichen strebte. Der Inhalt der Bilder, um so zu sagen, ist theils heiter, theils ernst. Ein Gleiches gilt von dem schriftstellerischen Inhalte des Taschenbuchs; nur müssen wir dabei den angenehmen Wechsel der Scenen noch insbesondere loben. Bald nämlich geben Italien, bald das alte Böhmen, bald Schottlands Hochgebirge und die Hebriden, bald wieder Rußland den Stoff zu reicher geselliger Unterhaltung her. — Wir begegnen zuerst — und dieß Omen ist gut! — der „Braut.“ Es ist diese Erzählung der Schwanengesang der bekannten und sehr loblich anerkannten Schriftstellerin Friederike Lehmann. Sie führt uns nach Italien und macht uns mit der Geschichte eines armen, verwaissten, von aller Welt

verlassenen, von einem widerlichen Liebhaber verfolgt, in die sonderbarsten, ängstlichsten und peinlichsten Verhältnisse versetzt, aber glücklich aus denselben heraustretenden Mädchens bekannt. Die Art, wie die Erzählung angelegt, fortgesetzt, durchgeführt und beendet ist, muß man gelungen nennen. Nirgend ermattet das Interesse, überall bleibt der Leser gespannt und sehnt sich nach dem entscheidungsvollen Ende, ohne doch diese Sehnsucht gewaltfam, durch Ueberschlagung mehrerer Blätter, stillen zu mögen. Die Klippen des Unmöglichen und Unbegreiflichen, an welche die Geschichte einigemal zu streifen droht, werden mit vieler Gewandtheit umschifft. Unter den auftretenden, wesentlich in die Entwicklung des Ganzen eingreifenden Personen ist keine schlecht oder fehlerhaft gezeichnete und uninteressante Physiognomie. Ja, es fehlt nicht an beliebten Anklängen an weltbekannte Begebenheiten, zu denen der Mord Monaldeschi's gerechnet werden kann. Der Mörder, Santinelli, aber spielt nur im Hintergrunde mit, und sein vom Wahnsinn verzerrtes Antlitz bleibt hinter einem Schleier versteckt. Sehr gut! — Die Schreibart der Verfasserin ist ruhig und berechnet, aber leicht und ohne Affectation. Es folgt „Mila,“ ein Gedicht in 8 Romanzen von Gottfried Schmelke. Es versetzt nach Böhmen und in die Zeiten, wo daselbst Svantovit noch als heiliges Licht verehrt und Cer-nobog als böser Geist gefürchtet wurde, und erzählt von den Fehden zweier Völkerschaften, der Präger und der Luzker. Mila ist die Tochter eines Präger-Anführers und die Gemahlin eines vornehmen Luzker. Sie schützt, zum Ritter verkleidet, in der Schlacht den Vater vor den Streichen des Gatten, kommt aber dabei selbst um und stirbt neben jenem, der von einem fremden Dritten erschlagen worden ist. Ihr Gatte verfällt auf Zeitlebens in wahnsinnartige Schwermuth und flieht vor dem Anblick der Menschen in die dichtesten Wälder. Auch ein Noß, begabt mit mehr als thierischer Erkenntniß- und Empfangskraft, Namens Brat, spielt, wie dieß dem Charakter der alten nordischen Völker angemessen ist, eine Rolle. Das achttheilige Ganze ist einfach — sogar der Schmuck der

Reime ist verschmägt — aber frisch, lebendig und anziehend. — „Schottlands weiße Lilie“ hat den einen, aber in unseren kurz angebundenen Zeiten, großen Fehler, den Fehler, etwas zu hoch aufgeschossen zu sein und seine Blätter etwas zu sehr entfaltet zu haben: — es ist diese historisch-romantische Novelle von Friedrich Kind zu lang. Entschädigung dafür bieten der gebiegene Styl und die sorgfältige, umsichts- und einsichtsvolle Bearbeitung des höchst interessanten und rührenden, jede gefühlvolle weibliche Seele gewiß bis zur Thräne rührenden Stoffes. Gereuen wird es darum Niemanden, sondern es wird sich vielmehr Jedermann reichlich dafür belohnt finden, seine Ungebild eine kleine Weile in Baum und Bügel gehalten zu haben. Die ganze Erzählung gibt zugleich einen neuen Beweis, daß die teuflische Bosheit in dem Herzen des nach Gottes Bilde Geschaffenen wuchern kann. Der Verf. hat klug daran gethan, das Augenmerk der Leser nur obenhin nach dieser Schandseite gelenkt zu haben. — Aus dem Reiche der Geschichte und Romantik kommen wir in's Reich des Märchens, und zwar des russischen Volksmärchens, also in ein ziemlich ganz unbekanntes Reich. Das Vorwort zu dem Märchen: „Der Feuervogel und der graue Wolf von Dr. Anton Dietrich“ vertritt einigermaßen Wegweiserstelle, und es ist keineswegs unergötzlich, dem Helden der Geschichte, einem jungen Jaren, und seinem Helfershelden, dem grauen Wolfe, den Feuervogel „durch sieben und zwanzig Länder in das dreißigste Königreich“ aussuchen und hinbringen zu helfen. Das Schloß ***; Erzählung von A. Baron von Ungern; Sternberg, schließt den Kreis der Erzählungen. Von vorn herein scheint sich Alles gespenstisch gestalten zu wollen; endlich aber wird eine höchst unglückliche Liebesgeschichte daraus, die zu einem neuem und schrecklicheren Drama: „Cabale und Liebe,“ Stoff darbietet. Durch eine ganze Reihe von Niederträchtigkeiten und Schändlichkeiten, welche an einem Hofe, ihrem gewöhnlichsten Geburts- und Aufenthaltsorte, gesponnen und verübt werden, kommen zwei edle Herzen um das Glück ihres Lebens und werden durch Wahnsichtsmacht zur Todtengruft geführt. Die Darstellung ist im Ganzen recht gut und angemessen. Nur hier und da läßt sie zu wünschen übrig, ohne jedoch das Interesse und die Theilnahme des Lesers im Mindesten zu stören. — Mit allem Vorhergehenden mußten wir, auch bei strengeren Anforderungen, sehr wohl zufrieden sein. Nicht ganz so ist es mit den vier (mit Unrecht) sogenannten „vermischten Gedichten.“ Ihre Verfasser heißen: Dr. Anton Dietrich, Carl Baron von Schweizer, G. v. Deuern, welches Letzteren Ständchen uns noch am meisten anspricht. Doch kann dieser einzige Vorwurf den Werth des ganzen, von innen und außen zweckmäßig und ausgezeichnet schön ausgestatteten Taschenbuchs nicht verringern und dem Wunsch jedes gerechten Beurtheilers, daß es sich des wohl verdienten Beifalls im Publikum erfreuen möge, nicht in den Weg treten.

Dr. Carl Greif.

3.

Musenatmanach für das Jahr 1832. Herausgegeben von Amadeus Wendt. Dritter Jahrgang. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. VI und 389 S.

Wenn wir die beiden vorigen Almanache zuerst wegen ihrer künstlerischen Ausstattung, also von einer Glanzseite her betrachten und loben mußten, so müssen wir dagegen diesen Leipziger Musenatmanach, trotz unserer Vorliebe für Leipzig, als Musensig, und trotz unserer Freude, daß in Leipzig ein Musenatmanach erschienen ist, zuerst von seiner Schmutzseite, welche eine sehr beträchtliche Fläche einnimmt und auf welche das Auge jedes Lesers durch das äußerst schlecht gestochene Bildniß des W. A. v. Schlegel eingelentet wird, betrachten und, wir wissen nicht wie gerecht und angemessen genug, tabeln. W. A. v. Schlegel nämlich, dessen Beiträge ziemlich den vierten Theil aller in diesem Musenatmanache ausgenommenen Gedichte ausmachen, hat sich nicht gescheut, hier allen Unrath seines Geistes und Herzens auszugießen und sich selbst in puris naturalibus zu zeigen. Diese pura naturalia sind aber von der Art, daß man durch sie Schlegeln als einen Menschen erkennt, der Scham, Scheu und Ehrgefühl nicht nur vor sich selbst — dieß könnte man ihm wohl vergeben, — sondern auch vor der ganzen literarischen und gebildeten Welt und vor Allem, was derselben ehrwürdig und heilig ist, so verloren hat, daß man zweifeln möchte, daß je eine Spur davon da gewesen ist. Es glaubt dieser Schlegel, sich für seinen guten Ruf lange genug geistreich, scharfsinnig und fein, sowie im moralischen Heiligenscheine gezeigt zu haben, um nun auch einmal als berr, sad und grob sich betragen, seiner Leidenschaften den Bügel schießen, seinem bösen Willen, seinem Hasse, seinem Neide, seiner blinden Rachsucht freie und unbehinderte Thätigkeit gewähren zu können. An ihm bestätigt sich von Neuem und auf das Deutlichste die Wahrheit, daß oft das, was die Menschen für einen Stern und ein Meteor halten und halten sollen, nichts ist als ein elender Irrwisch und eine Rakete. Mit einem Worte: W. A. v. Schlegel hat sich nicht nur nicht als einen großen Geist bewiesen, sondern als einen sehr kleinen und kleinlichen, und in moralischer Hinsicht als ein der strengsten Bückigung werther Mensch. Er hat Andere mit Schmutz und Roth beworfen und sich dabei selbst im Miste herumgewälzt. — Man weiß entweder, wie Goethe und Schiller von Schlegel dachten, oder kann sich leicht davon überzeugen, wenn man in den Briefwechsel dieser beiden Männer blickt. Aus ohnmächtiger, lächerlich-abgeschmackter Rachsucht strebt daher Schlegel zuerst diesen Briefwechsel herabzuwürdigen. Die „literarischen Scherze“ bringen ein Epigramm mit der Ueberschrift und dem Inhalt (S. 327.):

Dichterischer Briefwechsel,

aufbewahrt für die Nachwelt.

M o r g e n b l i e t.

Damit mein Freund bequem in's Schauspiel rutsche,
So steht ihm heut zu Diensten meine Kutsche.

A n t w o r t.

Sch' zwisch', daß ich heut' in's Schauspiel geh';
Mein liebes Fräulein hat die Diarrhö." (S. 332.)

„Goethe's und Schiller's Briefwechsel.

Viel kragfähige Büchlinge macht dem gewaltigen Goethe
Schiller; dem Schwächlichen nicht Goethe's olympisches
Haupt."

Trog des olympischen Hauptes schlägt oder kelt Schle-
gel doch auch auf Goethe los. (S. 323.):

„An die Dichter der Xenien.

„Was einer einbrockt, das muß er auch essen." (wohl zu
merken Fr. v. Schl.!)

Hattet den rothigen Spruch ihr vergessen
Als ihr die Xenien botet zum Schmaus?
Was ihr gesirevt in schwärmender Jugend,
Kommt euch bei reiferer männlicher Tugend,
Auf dem Theater zu Hof und zu Haus.
Stella, Clavigo, Cabale, Fiesco,
Räuber, gemalt in dem rufesten Fresco,
Brüteten Hfland und Kogebue aus."

Mit Schiller geht Schlegel geradezu siegelhaft um und
trägt dabei seine stinkende Leidenschaftlichkeit ganz offen zur
Scha. Wir heben nur das Schamloseste, Schändlichste,
alle bisherige schriftstellerische Niederträchtigkeit und Ehrlo-
sigkeit Ueberbietende, also Schlegeln am besten Charakterifi-
rende aus:

(Fortsetzung folgt.)

Grillen über den Michaelismef-Catalog
von 1831. Von H. Meynert.

Die Bemerkung, daß zwischen dem Kopfe eines Archäo-
logen, dem Knopfe eines Kirchturms und dem Leipziger
Mefscataloge die entschiedenste Aehnlichkeit und Wahlverwandt-
schaft stattfindet, drängt sich beinahe unwillkürlich auf. Alle
drei enthalten ein solches Duodlibet von Namen, und dabei
sieht es so verworren, so dumpf und wußt darin aus, so
lebenentfremdet, daß Einem beinahe unheimlich dabei zu
Muth wird. Unsere Verleger geberden sich wie unsere
Brannweinrinker; bei jedem neu unternommenen Werke,
bei jedem bestellten neuen Glase verziehen sie recht jämmer-
lich das Gesicht und röcheln: „hu wie bitter!" Aber
trotz dem druckt der Verleger wieder neue Bücher und der
Trinkende bestellt sich ein neues Glas, und so verfolgen sich
Verlegen und Lamentiren und Lamentiren und Verlegen un-
aufhörlich und ketten sich an einander, wie ironische Schluf-
folgen. Man hat angenommen, daß stets in den Zeiten der
größten Christenverfolgungen die meisten Heiden bekehrt wur-
den, daß das gelobte Land Amerika erst dann den größten

Zulauf erhielt, als es uns bereits die meisten Bettler zu-
rücksendete, und wer erblickt in dem jetzigen Standpunkte
unserer Literatur nicht ganz jenes wunderliche Contrastiren
der Zeitumstände und des Zeitenstrebens wieder, wovon die
Weltgeschichte so bedeutsame Beispiele bietet. Nie waren
die Vertriebshandlungen unzuverlässiger, nie die Verleger
scrupulöser und larger, nie die Recensenten bissiger, als
gegenwärtig, und nie waren die Cataloge überstopfter, nie
der Producenten mehr, als in diesem Augenblicke; gewiß
die seltsamste Parodie der Christenverfolgungen und der
Amerika-Emigranten. Solche Erscheinungen gehören zu den
wunderbarsten Variationen der ironischen Zeitausgeburt:
„Menschheit"; sie bilden den bizarren Kampf zwischen Rich-
tung und Streben, zwischen Verhältniß und Willen, diesem
zusammengewachsenen, und doch sich ewig verfeindeten Zwi-
lingspaare, das die kindische Bilder- und Farbensucht des
Menschen bald zum Schicksale, zur Prädestination, zum bö-
sen und guten Princip, zu Tag und Nacht, zum Genius
und zum Teufel fabelt. —

Jetzt, wo der Kampf der Factionen sich einigermaßen
ausgerast hat, wo der Dampf der Schlacht sich allmählig
wieder setzt, und dem Blicke freie Aussicht gönnt, läßt sich
ein Ohngefährtes über den Standpunkt unserer Literatur er-
forschen. Er ist mißlich, wahrhaft mißlich. Die Klagen
der Buchhändler sind nicht mehr bloßes Speculations- Ma-
növer, die Apathie oder der offenbare Mißmuth, selbst un-
serer namhaftesten Literaten sind nicht mehr bloße Chimäre
oder Coquetterie. Jeder werdende Schriftsteller hat, gleich
Herkules, schon in der Wiege mit zwei Schlangen zu kämp-
fen, dem Vorurtheile und der Mißgunst; Ersteres ignorirt
ihn und dieß ist das Schlimmste — die zweite strebt ihn
niederzubrücken. Der hohle Ruhm gewisser literarischen
Standbilder, deren Namen mit Gewalt unsterblich gemacht
werden, während ihre Werke längst der Vergessenheit an-
heimfielen, die man, wie zweifelt und fabelhafte Ahnen,
nur noch zu nennen, nicht zu bezeichnen wiß und deren
Fortleben sich nicht auf geistige Communication, sondern nur
auf ein Gewohnheitsdasein gründet, wie das Umhertau-
meln einer Fliege mit abgerissenem Kopfe, kurz der hohle
Namensklang gewisser Leute, die Jeder im Munde und
Keiner im Herzen führt, auf die sich Jeder beruft, ohne
daß Einer sie kennt, erzeugen jene Vorurtheile, meist freilich
wider deren Wissen und Willen. Der Mangel an Con-
currenz, den sie in ihrer Zeit glücklicher Weise antrafen,
erzeugte ihren Ruhm, und Jeder von uns muß mit innerer
Eifersucht auf eine Zeit zurückblicken, wo es so wohlfeil
war, ein großer Mann zu sein, wo z. B. ein Ramler
für einen Classiker, Gleim, Uz, Lichtweh für die Helden
einer Zeit galten. Aber jene übrigens ehrenwerthen Her-
ren, noch aus der Zeit des literarischen Perückenalters, kön-
nen jetzt eben so wenig eine Norm abgeben, als man
an einer ägyptischen Mumie — die mit Jener Namen
den Vortheil des Alterwürdigen theilt — das Maas kör-
perlicher Schönheitsformen studiren kann. Und doch bra-
marbasirt zu unserer Verzweiflung der Zeitgeist noch immer
mit jenen Namen; wie bei den Gastmälern der Sögenbie-

ner hebt man in der Literatur noch immer die besten Plätze für die Seelen solcher Gestorbenen auf; über der wimmern- den Liebesfentimentalität eines Hölty vergißt man vielleicht die naive Gefühlsfrische eines Wilhelm Müller, über dem sonst geistreichen Rabener den pikant-humoristischen Börne, kurz unser sonst so tänzerleichtes Zeitalter gefällt sich in den schweren Reiterstiefeln seines frühern Vorgängers, dessen Hel- den wenig Glück bei uns machen dürften, wenn sie Zeit- genossen von uns wären. Wäre Wolfgang Menzel — dessen kritische Laufbahn wir sonst für eine wesentlich ver- fehlte ansehen — unser ärgster Feind gewesen, wir hätten ihm damals um den Hals fallen müssen, als er die vergöt- terte Mittelmaßigkeit eines Matthiſſon so lähn in ihr wah- res Nichts entstellte, als er die Welt lehrte, welche wohl- feile Fenerung den Nimbus dieses forcirten Gottmenschen entzündet habe. Der Vorbeerhandel war von je in die Hände des Zufalls gegeben, und obſchon W. Menzel an noch weit ärmlichen Geistern dieselbe Ambrosia-Gur vorzunehmen be- flissen war, welche Zufall und Vorurtheil an Matthiſſon's Dichterpunkte übten, so muß ihm doch das Wagemuth, einen durch so lange Gewohnheit sanctionirten Bahn außer Wir- kung zu setzen, zum Verdienste angerechnet werden. —

(Fortsetzung folgt.)

B e r i c h t i g u n g .

Dem ungenannten Verfasser des, meine Abfertigungen der Herren Dr. Gleich und Spazier betreffenden, Arti- kels: „Tagesgeschichte von Leipzig“ in Nr. 64. des Janus und Nr. 240. der Sachſenzeitung, sage ich für die darin enthaltenen Aeußerungen seiner wohlwollenden Gefinnungen gegen mich, hiedurch meinen aufrichtigsten Dank. Je unvor- kennbarer aber er sich in diesem Aufſaße als einen redlichen Freund der Wahrheit ausgesprochen hat; um so weniger wird er es mir verübeln, wenn ich zur Steuer derselben, dieser Dankſagung zugleich folgende Berichtigung seines Raisonnements über den besagten Gegenstand beifüge. Er- stens: habe nicht ich die Herren DD. Gleich und Spa- zier zuerst angegriffen *); sondern ich bin von ihnen, und zwar auf eine eben so muthwillige als pöbelhafte Weiſe, indem ich ihnen niemals auch nur die mindeste Ver- anlassung dazu gegeben habe, angegriffen worden. S. meine „Bekanntmachung an das gebildete Publikum“ in Nr. 204 bis 210, und den „Nachtrag“ dazu in Nr. 214. der

*) So viel an uns liegt, soll der Streit der Herren DD. Gleich und Spazier mit Prof. Dr. Schüz hier zum leg- ten Male erwähnt sein!
D. Reb.

Sachſenzeitung. — Zweitens: enthalten alle meine, ihnen in der Sachſenzeitung, dem Planeten und dem Janus er- theilten Abfertigungen auch nicht die leiseste Spur von „Leidenschaftlichkeit“; sondern ich habe ihnen darin vielmehr stets nur lachend die Wahrheit gesagt; sie zum Besten gehabt und mich über sie lustig gemacht; wie ich auch nicht anders konnte, da das demagogische Treiben dieser Journalisten, um der ganz beispiellosen Aufgeblasenheit und Unwissenheit willen, die sie dabei fortwährend an den Tag legen, ein eben so lächerliches, als des ihm zum Grunde liegenden Eigennuzes und der damit verbundenen Gemein- heit und Lügenhaftigkeit wegen verächtliches ist. Selbst als Herr Spazier am Abend des 1sten Septembers mit seinem Communalgardisten-Bajonnett in mein Zimmer auf mich einbrang, habe ich mich über die, unsern großen Schauspie- ler Kott, wenn er als Otto von Wittelsbach zum Kaiser- mord abstürzt, nachäffende, theatralische Gebehrde, die der kleine, aber gleich dem Frosch in der Fabel sich aufpuh- nende Mann dabei machte, des Lachens nicht erwehren kön- nen. Eben so mußte ich auch erst vor Kurzem wieder laut auslachen, als mir Herr Dr. Gleich's Jeremiade über den Fall Warschau's, in seinem mit einem dicken Bande von Buchdruckerſchwärze eingefassten — Eremiten zu Ge- sichte kam; da mich diese Condolenz unwillkürlich an die erinnerte, welche, ebenfalls in der Fabel, ein Esel dem sterbenden Löwen macht. Hier heißt es in Wahrheit: di- ficile est Satyram non scribere. Auch scheint *) ja der Verf. der Tagesgeschichte selbst anerkannt zu haben, daß nur durch diese satyrische Abfertigung der Herren Gleich und Spazier eine solche Fehde für den gebildeten Leser unterhaltend gemacht werden konnte. — Drittens end- lich habe ich niemals, wie der Verf. doch geradezu be- hauptet: „die Preussische Regierung, als das einzige Be- glückungs- und Befestigungssystem der neuern Zeit, mit an- vershömtem Lobe ***) zum Himmel erhoben.“ Aber, welcher wahre Freund des Völkervohls, wird nicht mit mir den Preussischen Staat deshalb glücklich ***) preisen, daß ihm, durch die Kraft und Weisheit seines allverehrten Beherr- schers, in dieser wildbewegten Zeit, der Segen des innern wie äußern Friedens so vorzugsweise erhalten worden ist!

Halle, 1. Octbr. 1831.

Prof. Dr. Schüz.

*) Scheint!

D. Reb.

**) Der ungenannte Verf. hat vielmehr Herrn Schüz ganz ausdrücklich von den unverschämten Lobhudlern unter- schieden und ihn aus Höflichkeit nur unter die Mode- Verehrer der Preuß. Regierung gezählt.

D. Reb.

***) Wohl bekomm' Ihnen das Compliment Herr Prof. Dr. Schüz! —

D. Reb.